

Eine irische Ballade

David Pawn

Copyright © 2013 Michael Siedentopf

1. Strophe

Ich brauchte eine neue Familie. Leute wie ich gehören immer zu einer Familie, der sie mit Leib und Seele dienen. Nun war Emerson Carr in der vorherigen Nacht verstorben. Er war der letzte aus der Familie Carr gewesen, die ich so viele Jahre auf ihrem Weg begleitet hatte. Ich hatte es wie immer am Abend zuvor gewusst und mir die ganze Nacht die Augen aus dem Kopf geheult. Ich war so verzweifelt, dass ich am folgenden Tag nicht aus dem Zimmer gehen konnte. Mit meinen rotgeweinten Augen hätten die Leute mich für ein Gespenst gehalten, wenn sie mir ins Gesicht gesehen hätten und damit nur knapp danebengelegt.

Natürlich war abzusehen gewesen, dass so etwas passierte. Emerson Carrs Beziehung zur Firma Jameson war inzwischen deutlich tiefer geworden, als für einen Menschen, selbst für einen Iren, gut war. In der Woche vor seinem Tod war es selbst seinem Chef zu viel geworden und er hatte Emerson entlassen. Es hilft einem Menschen auf dem Weg zum Trinker natürlich nicht, wenn er auch noch seine Arbeit verliert, insbesondere dann nicht, wenn er mit dem Trinken erst angefangen hat, nachdem er zuvor alles verloren hatte, was ihm im Leben teuer gewesen war. Bei Emerson Carr war das der Fall.

Angefangen hatte es damit, dass er seine beiden Eltern verloren hatte als er gerade 16 geworden war. Sie wurden auf der Autobahn von einem Bus zerquetscht, der mit viel zu hoher Geschwindigkeit an ein Stauende heran gefahren war. Der Bus schob den Kleinwagen der Carrs und zwei vor diesem haltende Fahrzeuge ineinander, ehe er endlich zum Stillstand kam. Am Abend vor dem Unfall hatte ich es direkt vor mir gesehen. Ich schrie vor Entsetzen auf, als ich die entstellten Körper vor meinem inneren Auge sah, die sich mit den Teilen aus dem Motorraum zu einem einzigen neuen Ganzen verbanden, das jedoch nicht mehr lebensfähig war. Dann weinte ich die halbe Nacht und schlief erst kurz vor Sonnenaufgang ermattet ein. Als ich die Carrs am nächsten Morgen ihre Koffer in den Wagen laden und ihrem Jungen winken sah, brach es mir das Herz, doch sagen durfte ich nichts. Ich hatte geklagt, das musste genügen.

Knapp ein Jahr später zog ich aus der Nachbarschaft der Carrs fort aufs Festland. Seit dieser Zeit tingelte ich durch Europa, war mal hier, mal dort zu Hause. Ich lebte von meiner Begabung.

Ich muss erwähnen, dass ich eine besondere Fähigkeit besitze. Ich kann ein wenig in die Zukunft sehen. Eigentlich stimmt das nicht genau. Ich kann zukünftige Ereignisse sehen, wenn sie Menschen betreffen. Bezüglich bestimmter Situationen reicht diese Begabung sogar ziemlich weit. Ich nutze sie am Pokertisch. Ich weiß nicht, welche Karten jemand hat oder welche Karten in der Tischmitte für

alle als Gemeinschaftskarten aufgedeckt werden, aber ich sehe voraus, ob sich jemand im Anschluss an eine Spielrunde freuen wird oder nicht. Das reicht für den Verdienst meines Lebensunterhalts in den Casinos.

Aber genug von mir. Kehren wir zu den letzten Carrs zurück. Es war so traurig, als ihr Sohn starb. Der Junge war fünf und geriet beim Spielen auf dem Feld unter eine Scheibenegge. Ich kenne die blutigen Details, will sie hier aber nicht auswalzen. Wer schon mal eine Scheibenegge gesehen hat, weiß, dass da nicht viel von einem kleinen Jungen übrig bleibt. In der Nacht vor dem Unglück hatte ich oben in meinem Hotelzimmer in Monte Carlo gegessen und geheult wie ein Schlosshund. Ich hatte geweint und gekreischt vor Schmerz über den Verlust. Irgendwann bummerten meine Nachbarn an die Wand, und ich hörte eine dumpfe Männerstimme, die „Seien Sie endlich ruhig. Ich muss früh raus.“ brüllte. Sehr mitfühlend sind die Leute heutzutage nicht.

Veronica Carr, Emersons Frau, verkraftete diesen Verlust nicht. Sie war schon immer eine stille, zerbrechliche Person. Nach dem Tod des Jungen wirkte sie fast durchscheinend. Ihr Mann bemühte sich nach Kräften, ihr den Lebensmut zurückzugeben, doch es half alles nichts. Er überredete sie zu einer Therapie, sie ging jedoch nur zu fünf Sitzungen, dann brach sie diese ab. Zwei Jahre nach dem Tod ihres Jungen erhängte sie sich im Keller. Emerson kam von der Arbeit heim und suchte seine Frau im ganzen Haus. Als er sie endlich fand, nahm er sie vom Seil ab und brachte sie nach draußen in den Vorgarten, wo er sie ins Gras legte. Dann erst kamen die ersten Laute über seine Lippen. Er schrie die gesamte Nachbarschaft zusammen. Immer wieder rief er den Namen seiner Frau und „Nein!“.

Auch ich konnte nichts weiter tun als zu weinen und zu klagen, als ich von dem schrecklichen Ereignis erfuhr. Ich erfuhr es wie immer im Vorhinein.

Gestern war nun auch Emerson von uns gegangen. Man hatte ihm den Strom abgestellt, weil er drei Monate lang seine Rechnung nicht bezahlt hatte. Also behalf er sich mit Kerzen. Offenes Feuer und Suff waren noch nie eine gute Mischung. Er warf eine Kerze um, die Vorhänge seines Zimmers fingen Feuer und dann auch das Mobiliar. Carr versuchte in seinem Wahn, irgendwelche alten Fotos von seiner Frau und seinem Sohn zu retten statt sich selbst. Er ist an Rauchvergiftung verstorben, bevor er verbrannte. Das könnte man als eine Gnade betrachten, wenn es nicht insgesamt so traurig wäre.

Mit Emerson war der allerletzte Carr gestorben und ich musste mich nach einer neuen Familie umsehen, deren Leben und besonders deren Sterben ich im Auge zu behalten hatte.

Vor zwei Wochen war ich in Baden in der Schweiz und machte die dortigen Pokertische unsicher. ‚Rabenschwinge‘ nannten mich die Kollegen dort wegen meiner schwarzen Haare, die meinen sehr hellen Teint besonders hervorheben. Profipokerspieler, zumindest die guten, bekommen alle früher oder später einen Spitznamen verpasst oder geben sich selbst einen, um vor den anderen besser da zu stehen. Wer keinen Spitznamen hat, ist nicht wirklich gefährlich.

Ich fand es eine lustige Idee, meine Wirkungsstätte zu verlegen und dabei aufzudoppeln: Ich ging von Baden nach Baden-Baden. Ich war vor zehn Jahren schon einmal hier gewesen und hatte gute

Erinnerungen sowohl an das Casino als auch an das Queens Hotel. Letzteres gab es nicht mehr. Es gab noch das Haus, aber inzwischen firmierte es als Leonardo Royal. Mir sollte es egal sein, wenn nur die Kundschaft im Casino aus den gleichen reichen Fischen bestand wie damals. Fische, das ist die interne Bezeichnung der Pokerprofis für die armen Irren, die sich allzu bereitwillig ihr Geld abnehmen lassen, weil sie von Wahrscheinlichkeiten und Strategie keinen Schimmer haben und denken, Poker sei wie Roulette. Was für diese Leute auch stimmt, sie verlieren bei beiden Spielen.

Ich saß also im Baden-Badener Casino und schaute mir sehr gründlich die Herren an, mit denen ich gemeinsam am Tisch war. Während dies sonst nur dazu dient, meine Gewinnchancen zu verbessern, hatte ich an diesem Tag noch ein weiteres Ziel. Ich suchte einen neuen Herrn, eine neue Familie.

Mir gegenüber saß ein dicker Amerikaner. Er war mir unsympathisch und hatte keine Chance, weder auf einen Gewinn noch auf meine Gunst. Auch der neben ihm sitzende Scheich nicht, bei dem die Dollarscheine aus jedem Knopfloch guckten. Ich bin eigentlich nicht voreingenommen, aber ich konnte mir gut vorstellen, dass der sich tatsächlich noch einen Harem in seiner Heimat hielt. Zumindest hatten Frauen bei ihm nichts zu melden. Wenn er zu mir rüber schaute, hatte ich jedes Mal das Gefühl, er hielt mich für eine niedere Spezies – eine Bettwanze oder so.

Links von mir saß ein alter Mann. Ich hatte in der vergangenen Woche ein paarmal mit ihm am Tisch gesessen. Er spielte sehr vorsichtig. Seine Gewinne waren klein, seine Verluste waren klein. Ich nahm an, er käme nur ins Casino, um die Zeit totzuschlagen, die ihm vom Leben blieb. Das fortgeschrittene Alter war an sich egal, weil er drei Kinder hatte, zwei Töchter, einen Sohn. Aber die wohnten alle viel zu verstreut. Ich suchte einen richtigen Herrn, wenn schon nicht mit Familienstammsitz, dann doch aber wenigstens mit einem Haus.

Rechts von mir saß ein weiterer Profi. Scharf geschnittenes Adlerprofil, dunkle gegelte Haare, dicke goldene Ringe an den Fingern. Die anderen Profis nennen ihn ‚Protzke‘. Er hat keine Familie und hatte mir auch mal gestanden, dass er schwul ist. Das war während meines ersten Aufenthalts in Baden-Baden gewesen.

Als Protzke am heutigen Abend ankam, sah ich, wie er sich draußen von einem anderen Mann verabschiedete, der etwa zehn Jahre jünger war. Die beiden waren tatsächlich Hand in Hand durch die Kolonnaden gekommen. Vor zehn Jahren hätte es das noch nicht gegeben.

Blieben die beiden jungen Männer zwischen dem Scheich und Protzke übrig. Ich hatte sie Pat und Patachon getauft. Einer war groß und schlank, sehr kontrolliert in seinen Bewegungen. Der Denkertyp. Der andere war füllig, redete immer mal wieder jovial mit Protzke oder dem Ami. Er war der typische Ich-will-nur-meinen-Spaß-Spieler.

Der dicke Amerikaner guckte gerade zum zweiten Mal in seine Karten und schwitzte vor sich hin. Selbst jemand, der nicht meine Begabung besaß, erkannte sofort, dass er ein Spitzenblatt hatte, das nicht mehr zu schlagen war. Der Scheich neben ihm schien aber nichts zu ahnen. Er sagte: „Raise!“ und schob 1000 Euro in Chips in die Mitte. Ich hatte Muße, mir diese Show anzugucken,

denn ich hatte bereits vor dem Flop meine Karten dem Dealer rübergeschoben. Keine guten Karten für die einzige Frau am Tisch. So ging es schon den ganzen Abend.

Bis zum River spielten die beiden Geldverteiler am Tisch um 25000 Euro. Der Ami hatte ein Full House und grinste über das ganze Gesicht.

Ich guckte in mein nächstes Blatt, fand wieder nur Müll und schob meine Karten zur Seite, sobald ich an der Reihe war. Ich lächelte zu dem langen Denkertyp rüber, der im sogenannten Big Blind saß, wo man einen Standardeinsatz bringen muss. Viele Anfänger sehen es als Pflicht an, dann auch in der Hand zu bleiben und dem schlechten Geld gutes hinterher zu werfen. Der Denker nicht. Der schob seine Karten dem Dealer zu, blickte auf und lächelte mich an.

Ich hatte das oft genug erlebt. Als Frau ist man selbst heutzutage ein seltener Falter am Pokertisch, und viele Männer fühlen sich offenbar geradezu verpflichtet, einen dummen Anmachspruch loszuwerden. Aber der junge Mann gegenüber lächelte nur still vor sich hin und sagte gar nichts. Das erledigte sein rundlicher Begleiter.

„Na, Lady, kein Kartenglück heute?“ Ich schaute ihn nur betroffen an. „Macht nichts, Pech im Spiel, Glück in der Liebe.“

Die älteste Kamelle der Welt. Ich verdrehte die Augen in Richtung Kristalllüster.

„Kann ich Ihnen einen Drink spendieren?“, fragte mich der dickliche Typ.

„Nein, kein Bedarf“, antwortete ich und konzentrierte mich wieder auf seinen schlanken Begleiter.

Der andere aber gab nicht auf. „Wir kommen aus Freudenstadt“, sagte er. „Wenn das kein gutes Omen ist, weiß ich auch nicht.“

Ich wandte dem Typen, der nicht begreifen wollte, dass ich kein Interesse an ihm hatte, jetzt mein Gesicht zu und schaute ihm direkt in die Augen. Ich kann mit meinem Blick zwar niemanden zu Stein erstarren lassen, aber man sagt, ich könne dafür sorgen, dass Menschen ihre eigene Seele erkennen. Dann musste der dickliche Kerl jetzt irgendetwas Schleimiges mit Tentakeln in meinen Augen sehen. „Willst du es mir gleich hier auf dem Tisch besorgen?“, fragte ich mit freundlicher Stimme.

Protzke lachte schallend und der Alte links von mir gab ein meckerndes Geräusch von sich, das wohl auch ein Lachen sein sollte.

„Leg dich nicht mit Rabenschwingen an, Kleiner“, sagte Protzke noch.

Der Dicke wurde erst rot, dann blass. Danach nahm er einen Stapel seiner Chips und begann zu sortieren und umzuschichten, während er an mir vorbei an die Wand blickte.

„Ich hab's dir doch vorher gesagt“, wandte sich der Lange plötzlich an seinen Begleiter. „Freudenstadt ist Provinz. Damit kannst du in einem so mondänen Kurbad keinen Eindruck schinden.“ Er sagte es laut genug, so dass wir anderen am Tisch es auch hören konnten. Das Ironie-Schild musste er nicht extra hochhalten.

„Also, wie können wir unseren Fehler wieder gut machen? Ich muss allerdings gleich sagen, für eine Runde Champagner reicht unser Budget nicht.“ Er lächelte in die Runde.

„Dann spendierst du uns halt ein Bier“, brummte Protzke jovial. „Aber erst wird hier geraised.“ Er schob ein paar Chips in die Mitte.

Während das Spiel weiterging, bestellte der junge Mann eine Runde für den Tisch. Alle außer dem Alten und mir nahmen Bier. Der Alte trank ein Wasser, ich ein Ginger Ale. Während ich den ersten Schluck nahm, fragte ich mich, ob dieser junge Mann wohl als neuer Herr geeignet sei. Er sah gut aus, war schlank, aber durchaus muskulös. Sicherlich machte er irgendeinen Sport.

Der Schlanke hatte gepasst und schaute zu mir rüber. Ich prostete ihm mit meinem Ginger Ale zu, lächelte freundlich und sagte: „Wie heißt ihr beiden Provinzler denn?“

„Ich bin Daniel“, antwortete er, dann wies er mit dem Daumen auf den Dicken an seiner Seite, der gerade seine Karten zusammenschob und erklärte: „Und das ist Christian. Er hat heute nicht seinen besten Tag. Eigentlich ist er ganz nett.“

Christian guckte, als ob sein Begleiter ein Außerirdischer wäre.

Neue Karten, neues Glück.

„Raisy Daisy“, Protzke kopierte wieder sein großes Vorbild, Sammy Farha, einen amerikanischen Profi, der hin und wieder im Fernsehen zu bewundern war.

Ich schüttelte den Kopf und sagte gelangweilt: „Aber du spielst wenigstens mit eigenem Geld, wenn du anderen schon die Sprüche klauen musst?“

„Letzte Nacht wieder schlecht geschlafen, Rabenschwinge?“

„Nicht schlechter als sonst.“

„Vielleicht solltest du dir wirklich mal ‘nen Freund zulegen, wenn du immer so grantig bist.“

Das sind die üblichen Frotzeleien, um den anderen ein bisschen nervös zu machen. Es ist nichts Persönliches, aber an diesem Abend war ich ein wenig von der Rolle, weil ich im Augenblick keine Familie zu betreuen hatte. Und das ist eigentlich die Aufgabe, für die ich lebe.

Ich guckte in meine Karten, sah zwei Asse und erhöhte. Protzke guckte mich forschend von der Seite an. Er wollte von meinen Augen ablesen, ob ich nur aus Ärger über seine Sprüche erhöht hatte. Eigentlich sollte er mich gut genug kennen, um zu wissen, dass ich das nicht machen würde. Aber an diesem Abend kannte ich mich ja selbst nicht richtig.

Doch noch ehe er an der Reihe war, ging Daniel aus Freudenstadt mit. Ich blickte ihm ins Gesicht und versuchte zu ergründen, wohin uns der Weg führen würde. Ich sah so etwas wie Verzweiflung.

Natürlich blieb jetzt auch Protzke dabei. Er bekam genug Geld falls er gewann, wenn wir zu dritt in der Hand blieben, so dass es sich für ihn lohnte, wenigstens mal zu gucken, was der Flop so zu bieten hätte. Und als ich mich ihm kurz zuwandte, erkannte ich den kommenden Triumph. Ich würde diese Spielrunde nicht gewinnen. Bye, bye Asse.

Der Dealer deckte drei kleine Herzen auf. Im ersten Augenblick dachte ich, Protzke würde zwei Herz halten, aber dann wanderte mein Blick rüber zu Daniel, der das Leuchten einfach nicht aus seinen Augen verbannen konnte. Es war wie eine aufdringlich blinkende Neonreklame in seinem Gesicht. Auch Protzke sah es sofort. Jeder, der mit Poker Geld verdienen will, muss das erkennen können.

Und um alles noch schlimmer zu machen, schüttelte Daniel theatralisch den Kopf, guckte in sein Blatt, guckte auf den Tisch und sagte: „Check.“

Protzke war offenbar ziemlich zufrieden mit der Situation, setzte auch nichts und auch ich hielt mich zurück. Ich wusste schließlich, dass meine Asse nichts mehr wert waren. Ich hatte nicht mal ein Herzass, um mich verbessern zu können. Der Dealer legte eine vierte Karte auf den Tisch. Es war irgendein König, den alle ignorierten. Jetzt sah sich Daniel bemüßigt zu setzen. Aber klein, ganz klein. Er wollte schließlich niemanden vertreiben. Mich vertrieb er allerdings. Protzke blieb dabei und ich wusste, was passieren würde. Ich wusste es ganz genau, denn ich sah vor meinem inneren Auge, wie er den riesigen Berg Chips an sich raffte, der sich nach der fünften Gemeinschaftskarte auf dem Tisch aufhäufen würde. Ich sah, wie Daniel Augen wie Suppenteller bekommen und in stummem Entsetzen den Kopf schütteln würde. Aber dann würde es zu spät sein, er würde seinen gesamten Chipstapel abgegeben haben. Und ich konnte ihn nicht warnen. Das sind die Regeln, die Regeln am Pokertisch und in meinem Leben.

Die fünfte Karte war eine Kreuz-Zwei, die sich zu einer Zwei in Herz auf dem Tisch gesellte.

Daniel setzte. Protzke erhöhte, Daniel erhöhte seinerseits immer noch vorsichtig, weil er seinen Gegner nicht verschrecken wollte. Er wollte Protzke in die Falle locken und stand selbst mit beiden Beinen drin. Protzke schob einfach seine ganzen Chips in die Mitte und verkündete: „All in!“

„Call!“ Das kam wie aus der Pistole geschossen.

„Showdown“, verkündete der Dealer, „zwei Spieler All-In.“

Natürlich hatte Daniel einen Flush. Das stand ja die ganze Zeit auf seiner Stirn geschrieben. Und Protzke zeigte sein Full House. Der Alte neben mir kicherte in sich hinein. Er hatte es auch gewusst.

„Very unlucky“, ließ sich der Amerikaner vernehmen und dann zu Protzke: „Nice hand.“ Das Standardlob der Pokerspieler.

Christian schlug seinem Kumpel auf die Schulter und sagte: „Tja, das war wohl nichts. Die spielen hier besser als bei uns in der Runde.“

Protzke zog die Chips zu sich herüber und begann zu sortieren. Es ging immerhin um 4000 Euro. Für ihn und mich ist das nicht viel, aber Daniel sah aus, als hätte er einen Tritt in den Magen bekommen. Er hätte wohl bei den heimatlichen Spielen am Wohnzimmertisch bleiben sollen.

Er erhob sich langsam von seinem Platz, legte seinem Freund eine Hand auf die Schulter, wie um sich zu stützen und sagte: „Ich gehe zur Bar rüber. Von dem Schreck muss ich mich erst mal erholen.“

Christian sah von seinen Karten auf und nickte. „Ich warte hier. Sag Bescheid, wenn du verschwinden willst.“

„Mach ich.“ Daniel bewegte bereits sich in Richtung Bar.

Ich hatte an diesem Abend auch nicht wirklich Glück gehabt. Gerade wurden meine Asse plattgemacht, bloß dass ich vorher Bescheid wusste, hatte mir den Arsch gerettet. Ich schob meine zwei Karten dem Dealer rüber, als ich an der Reihe war, und verkündete: „Heute läuft gar nichts. Ich

brauche mal 'ne Pause.“ Protzke lächelte süffisant und blickte dann bedeutungsvoll dem jungen Daniel hinterher. Ich runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

Daniel hatte es sich neben der Bar in einem Sessel gemütlich gemacht und guckte überrascht, als er mich auf die Sitzgruppe zusteuern sah.

„Läuft heute nicht“, sagte ich, als ich mich zu ihm setzte. „Ich darf doch?“, fragte ich unnötigerweise, obwohl ich schon saß.

„Aber gern, darf ich Ihnen einen Drink spedieren?“ Daniel lächelte, doch es wirkte ein bisschen gequält.

„Eher umgekehrt, denke ich. Ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten, aber das war sicher nicht das, was Sie sich für diesen Abend vorgenommen hatten, oder?“

„Bestimmt nicht. Wir, Christian und ich, sind in unserer Runde immer am Gewinnen. Ich weiß gar nicht, wie das da gerade passieren konnte.“ Er sah frustriert und auch ein wenig hilflos aus.

„Hier spielen Profis, Berufsspieler, die lesen Sie wie ein offenes Buch. Und so wie Sie den Flush gespielt haben, war es einfach offensichtlich. Wenn Protzke sein House nicht trifft, gibt er einfach auf. Er musste doch nicht viel investieren. Also, wie ist es, nehmen Sie meine Einladung zum Drink an?“

„Weit ist es gekommen“, Daniel grinste, aber es sah noch immer gequält aus. „Da muss ich mich von einer Frau aushalten lassen.“

„Wer spricht von aushalten lassen. Ein Drink. Mehr gibt es sowieso nicht. Sie müssen schließlich nach Freudenstadt zurück.“ Ich wollte meinen neuen Herrn (und ich war mir inzwischen sicher, dass ich mir Daniel erwählen würde) nicht schon in dieser Nacht beweinen müssen. „Was soll es denn sein?“

„Ein Glas Wein wäre okay.“ Der junge Mann wirkte noch immer verlegen.

Ich winkte einen Kellner herbei und bestellte für uns beide einen Schoppen.

„Es wäre alles nicht so schlimm“, sagte Daniel, als der Kellner wieder verschwunden war, „aber es wird Luisa das Herz brechen.“

„Ihre Freundin?“ Oh, was für eine bescheuerte Frage.

„Nein, meine Schwester. Wir fahren jedes Jahr gemeinsam in den Urlaub. Ich hatte ihr für dieses Jahr eine Seereise versprochen. So eine richtige Kreuzfahrt. Damit ist es nun Essig. Sie wird todunglücklich sein. Sie ist ja noch wie ein Kind.“

Ich sagte nichts und sah ihm nur interessiert ins Gesicht. Das ist ein guter Trick, um jemanden dazu zu bringen, weiterzusprechen.

„Down-Syndrom“, erklärte Daniel. „Sie ist zwei Jahre jünger als ich. Meine Eltern kümmern sich um sie, aber hin und wieder brauchen sie auch mal eine Auszeit, und dann fahre ich mit ihr in den Urlaub. Ein paar Wochen an der Nordsee machen sie natürlich genau so glücklich wie eine Reise in die Karibik. Aber ich hatte ihr von dem großen Schiff erzählt, auf dem wir dieses Jahr fahren wollen, und das hat sie sich gemerkt. Immer wenn ich zu Besuch komme, fragt sie nach.“

Das war natürlich traurig. Ich schaute Daniel tief in die Augen. Er hatte Williams Augen. William ...

Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen oder zumindest vor zehn Jahren. Aber inzwischen ist es beinahe sechshundert Jahre her. Ja, so alt bin ich und ich bin eine bean sí, wie die alten Iren sagten oder, wie es heute heißt, eine Banshee, eine Todesfee. Aber das haben Sie sicher erraten.

Ich kann mich genau an den Tag erinnern, als plötzlich Williams Mutter in unserem Garten vor mir stand, während ich gerade Zwiebeln steckte. Ihre Augen waren rot von den Tränen, die sie in den letzten Tagen um ihren liebsten Sohn vergossen hatte. William hatte sich auf dem Hügel erhängt, weil ich ihn nicht erhört hatte, wie man so sagt.

William und ich hatten uns auf einem Dorffest kennengelernt. Wir hatten an diesem Tag viel miteinander getanzt und gelacht. In den Wochen danach waren wir immer wieder gemeinsam durch die Felder spaziert. Und, ja, William hatte mich auch küssen dürfen, und einmal hatte er wie zufällig meine Brust gestreichelt. Natürlich war dabei der Stoff des Kleides zwischen meiner Haut und seiner Hand, aber all dies zusammen hatte den Jungen wohl ermutigt.

Aber ich war damals ein junges, dummes Ding gewesen. Ich hatte ihn ausgelacht, als er mit seinem Strauß Feldblumen und seinem Antrag vor unserer Tür gestanden hatte. Und jetzt stand seine Mutter vor mir wie eine Rachegöttin.

„Keine Träne“, fauchte sie, „keine einzige Träne hast du vergossen für meinen Sohn.“ Feuer loderte ihn ihren Augen. Sie war wie ein Drache, der jeden Augenblick Flammen und Schwefel auf mich regnen lassen konnte. „Aber du wirst weinen. Du wirst um den Tod jeden Carrs bittere Tränen vergießen bis zum Ende unserer Tage. Und du wirst nie einen besseren finden als meinen William.“ Dann spuckte sie mir ins Gesicht und ging.

Als sie starb, wusste ich es drei Tage im Voraus und konnte bis zur Nacht ihres Todes die Tränen nicht aufhalten. Wie Bäche flossen sie aus mir heraus. Aber ein so schweres Los, wie Sie vielleicht denken, war dieser Fluch nicht, den die alte Hexe mir auferlegt hatte. Sozusagen als Gegenleistung alterte ich so gut wie nicht mehr. Ich war ein dummes Ding von 17 gewesen, als William gestorben war, und seitdem bin ich alle hundert Jahre biologisch ein Jahr älter geworden. So stand es jedenfalls in einem Buch, aus dem mir Jahre später durch eine andere Banshee immer wieder vorgelesen wurde, um mich zu belehren, bis ich es ihr eines Tages an den Kopf warf. Es war eine Art Lehrbuch der Hexerei und ich habe oft gedacht, Williams Mutter hätte es wohl wiedererkannt.

Ich wurde also, der Traum jeder Frau, kaum älter. Allerdings konnte ich mich nicht mit Männern einlassen. Es war nicht so, dass sie starben, wenn ich mich ihnen näherte, oder dass ich starb oder zu Staub zerfiel oder so etwas. Nein, irgendetwas an mir warnt die Männer früher oder später, und dann ziehen sie sich zurück. Manchmal war ich mit ihnen bis zur Schlafzimmertür gekommen, und plötzlich waren die Männer diejenigen gewesen, die Kopfschmerzen, Müdigkeit, Übelkeit oder sonst etwas vortäuschten, um den letzten Schritt nicht machen zu müssen.

Aber jetzt war der letzte Carr gestorben und ich fühlte mich ein wenig haltlos. So viele Jahre hatte ich den Tod eines Carrs mit Tränen und Schluchzen angekündigt, dass sich jetzt eine gewisse Leere in mir ausbreitete, die ich mit einer neuen Familie füllen wollte. Und die Familie dieses Daniel war sehr interessant.

Ich kehrte aus meinen Erinnerungen zurück und stellte fest, dass ich noch immer in Daniels Augen schaute. Er hatte inzwischen einen Blick, als hätte ich ihn hypnotisiert. Ich hob den Arm und schnipste mit den Fingern vor seinem Gesicht und er schrak zurück.

„Oh, Verzeihung, ich wollte Sie nicht anstarren. Aber Sie sahen gerade so verträumt aus.“

„Sagen wir doch du“, erwiderte ich, statt auf seine unausgesprochene Frage, wovon ich geträumt hatte, einzugehen. „Am Spieltisch sagt man immer du. Du bist Daniel, das weiß ich schon. Ich heiße Síochána. Die anderen Profis nennen mich Rabenschwinge, aber das klingt so nach Gruselgeschichte, das mag ich eigentlich nicht.“

„Gut Schischana, du.“ Daniel sprach es in unvergleichlicher Weise badisch aus und wir stießen an.

„Das spricht man Schi-chraana. Ist ein alter Name, bedeutet Frieden“, fügte ich hinzu.

„Habe den Namen noch nie zuvor gehört. Du bist nicht von hier, oder?“, wollte Daniel wissen.

„Ich komme aus Irland. Ist aber schon ein paar Jahre her, seit ich da weg bin.“

„Ach, aus Irland“, Daniel staunte, „dafür sprichst du aber perfekt deutsch. Zu Anfang hatte ich auf das Hannöversche getippt. Die sprechen ziemlich akzentfrei da oben.“

Ich lachte. „Ach, ich spreche zu gut deutsch für die Gegend hier?“

„Das kann man sagen. Wie lautet unser Motto? Wir können alles – außer Hochdeutsch.“

„So schlimm ist es auch wieder nicht.“

Er lächelte, und endlich wirkte es nicht mehr gequält oder erzwungen. Mein Herz machte einen plötzlichen Sprung, und praktisch im gleichen Moment sah ich es und wollte am liebsten sofort auf die Toilette flüchten. Ich hatte meinen neuen Herrn offensichtlich gefunden, denn ich konnte seinen Tod sehen. Heute Nacht!

Ich wollte schreien. Ich wollte heulen. Ich wollte weinen. Und ich wollte es aufhalten. Ich hatte diesen Wunsch in den vergangenen Jahrhunderten hin und wieder verspürt, vor allem wenn der Tod junge Carrs oder gar Kinder ereilt hatte. Aber nie vorher war dieses Drängen so stark gewesen. „Sag was. Tu was. Halt es auf.“

Aber die Regeln waren streng. Ich durfte nur wissen und weinen. Ich wusste nicht, was geschehen würde, wenn ich mich nicht daran hielt.

Daniel sah mich erschrocken an. „Was hast du? Du siehst plötzlich aus, als hättest du einen Geist gesehen.“

Ich versuchte ein Lächeln und diesmal war ich es, der es dabei in den Mundwinkeln schmerzte. „Ich hatte mal einen Freund. Sah dir sehr ähnlich.“

„Und?“, forschte Daniel weiter.

„Ist gestorben.“ Fast wahr. „War noch nicht mal zwanzig. Du siehst ihm wirklich sehr ähnlich.“

„Das hört sich unheimlich an“, erwiderte Daniel. „Ich denke aber nicht, dass ich ein Wiedergänger bin.“

„Nein, nein“, sagte ich und fasste ihn kurz an der Hand. „Es war nur ein Moment. Hat mich ein bisschen überwältigt. Ist schon wieder vorbei. Sonst bin ich eigentlich nicht so zart besaitet.“ Das war eine glatte Lüge. Meine Aufgabe ist es, bei jedem verdammten Todesfall wie ein Schlosshund zu heulen, und das kann ich hervorragend.

Am Pokertisch jubelte Daniels Freund gerade über einen großen Coup.

„Dein Freund hat offenbar mehr Glück als du.“

„Da bin ich mir gar nicht so sicher“, erwiderte Daniel und sah mir direkt ins Gesicht. Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken, nicht weil der arme Junge nicht wusste, dass er noch knapp vier Stunden zu leben hatte, sondern weil alles in mir verlangte, diese Zukunft nicht wahr werden zu lassen. Ich griff jetzt fest nach seiner Hand.

Ich wusste, dass die Regeln unserer Spezies erlauben, den Tod vorauszusehen und im Vorhinein zu trauern, denn nichts anderes ist es, was wir immer und immer wieder tun. Es ist ein böswilliges Gerücht, das behauptet, wir würden den Tod herbeirufen. Ich wusste nicht, was passieren würde, wenn ich von der Regel abwicke, wenn ich nicht trauerte, sondern versuchte der Zukunft eine andere Wendung zu geben.

Übrigens, wenn Sie denken, Daniel wollte aus dem Leben scheiden, weil er einen großen Pot verloren hatte, ein Kreuzfahrtticket für seine Schwester, dann sind Sie im Irrtum. Es sollte ein dummer Unfall sein. Der Drink hatte damit zu tun, ja, und die Gedanken, die er sich wegen seiner Schwester machte. Er würde unaufmerksam sein und den Holztransporter zu spät sehen, den irgendein nachlässiger Waldarbeiter dort auf der Straße gelassen hatte. Er würde bremsen und in einen Baum auf der linken Seite krachen. Christian auf dem Beifahrersitz würde schwerverletzt überleben, aber Daniel nicht.

„Das ist nicht der Abend, den wir uns beide erhofft hatten“, sagte ich. „Aber wir können ja noch was Besseres draus machen.“

„Und das wäre?“

Statt einer vernünftigen Antwort stand ich einfach auf, zog an seiner Hand und sagte: „Komm mit.“

„Christian“, versuchte Daniel einzuwenden. „Ich habe versprochen, nach Hause den Chauffeur zu spielen.“

„Der hat gewonnen und kann ein Taxi nehmen“, sagte ich. „Jedenfalls würde er sich nicht so zieren, wenn ich ihm sagte, er soll mitkommen.“

„Warte einen Moment, ich geb‘ ihm die Autoschlüssel. Er wird sauer sein, weil er dann nichts mehr trinken kann. Aber besser als laufen.“ Daniel huschte zum Pokertisch zurück, legte Christian die Autoschlüssel auf den Filz und sagte irgendetwas, was mit lautem Gelächter der anderen Spieler quittiert wurde. Dann stand er auch schon wieder neben mir. Das Bild von seinem Unfall waberte in meinem Kopf, es zog Schlieren, als würde ich es durch Hitzeflimmern beobachten.

Wir gingen nach draußen.

„Fahrt ihr immer über die Landesstraße?“, fragte ich, kaum dass wir an der frischen Luft waren. Man kann einen romantischen Abend auch intelligenter einleiten. Entsprechend verdutzt sah mich auch Daniel an.

„Ist die schönere Strecke, so quer durch den Wald“, antwortete er dann. „Aber ich dachte, wir bleiben hier.“

„Bleiben wir.“ Ich nahm seine Hand und wir bogen in Richtung Trinkhalle ab. Das war nicht gerade die Richtung zu meinem Hotel, aber ich wollte mir selbst zuerst darüber klar werden, wie dieser Abend zu Ende gehen sollte. Ich wusste nur eines genau. Er sollte nicht mit meinem Geheul im Badezimmer und Daniels Tod enden. Die Trinkhalle war verwaist. Auch sonst waren keine Leute mehr unterwegs, nicht mal andere Pärchen. In diesen Kurorten ticken die Uhren anders. Irgendwann kurz nach dem Ende der Theatervorstellungen werden die Bürgersteige hochgeklappt und alle braven Bürger sind im Bett. Die Zocker bleiben bis zum frühen Morgen im Casino, aber es treibt sich keiner auf den Straßen herum.

„Kann man tatsächlich davon leben?“, fragte Daniel unvermittelt.

„Wovon?“ Ich war nicht aufmerksam gewesen. Ich wälzte noch immer mein Problem im Kopf herum.

„Na, vom Poker? Du hast doch gesagt, das ist dein Beruf.“

„Ich komme gut über die Runden. Es gibt ein paar, die es wirklich drauf haben. Aber die große Masse bezahlt. Selbst unsereins kann immer mal eine Pechsträhne haben, einen sogenannten Downswing. Dann kommen die falschen Enden der Wahrscheinlichkeiten. Nicht die 80%, sondern die 20% treffen. Solche Zeiten muss ein Profi durchstehen können, dazu braucht man ein solides Polster an Kapital.“ Oder man muss hellsichtig sein, aber das sagte ich nicht.

Wir bogen am Steigenberger Hotel in Richtung Innenstadt ab, wenn man die paar Geschäftsstraßen in der Fußgängerzone euphemistisch so nennen will. Ich nahm Daniels Hand, und wir schlenderten durch die stillen Straßen mit den dunklen Fenstern.

„Vielleicht stimmt das Sprichwort ja wirklich.“ Daniel schaute in die Auslagen eines Juweliers, offenbar ohne wirklich etwas wahrzunehmen.

„Welches Sprichwort?“

„Pech im Spiel ... du weißt, wie es weitergeht. Ich kam heute Abend an den Tisch, und dann ...“ Daniel schluckte und sprach nicht weiter.

„Ja? Was dann?“

„Ich weiß auch nicht. Liebe auf den ersten Blick? Nein, nein ... Das ist zu hoch gegriffen. Aber es war schon so, dass ich mir vorgestellt habe, wie es wäre ...“ Er brach wieder ab, und ich musste lachen.

„Das sind die Hormone“, frotzelte ich.

„Wahrscheinlich, wir Männer sind wohl so.“ Daniel nahm es mit Humor und stimmte in mein Lachen ein. „Was wird jetzt?“

„Wir gehen in mein Hotel. Die geben dir immer ein Doppelzimmer, auch wenn du allein bist. Vermutlich haben die gar keine richtigen Einzelzimmer. Ich habe jedenfalls noch nie eins gehabt und ich habe schon in vielen Hotels übernachtet. Ich bin ja sozusagen immer auf Dienstreise.“

„Muss ein tolles Leben sein. All diese noblen Kurbäder mit den Reichen und Schönen, die durch die Parks flanieren und am Abend im Casino sitzen.“

„Schmus. Es ist ein Zigeunerleben. Heute hier, morgen da. Wie einer vom Zirkus. Am Tag schläft man lange, man hat ja immer bis spät in der Nacht am Tisch gegessen. Und man muss ausgeschlafen und fit sein, wenn man erfolgreich sein will. Wer müde ist, verliert.“

Wir passierten den Leopoldplatz mit seinem Frühaufsteherimbiss. Am Augustaplatz bogen wir wieder Richtung Grünanlagen ab. Ich wollte lieber durch den Park laufen als die Straße entlang. Es war ein Anfall von Romantik, den ich mir gar nicht recht erklären konnte. Verwaiste Parkbänke, verwaiste Tennisplätze. Alles still und friedlich. Auch die Vögel hatten schon lang die Köpfe unter die Flügel gesteckt und schliefen.

„Du weißt ja, wie ich mein Geld verdiene“, sagte ich, als wir Brenners Parkhotel passierten. „Was machst du eigentlich?“

„Ich bin Koch. Zurzeit arbeite ich am Mummelsee, aber in so einem feinen Hotel“, er deutete nach links zu Brenners, „das wäre es natürlich.“

„So schlecht ist es da oben aber auch nicht“, wandte ich ein. Ich hatte vor zehn Jahren dort nachts gegessen und Tränen vergossen für den Großvater von Emerson. Wenn man sich im Schwarzwald irgendwo eine Banshee vorstellen kann, dann an diesem tiefen See mit seinem dunklen Wasser.

Am Tage, wenn die Touristen über den See herfallen, ist es laut und hektisch, aber wenn die Dämmerung sich niedersenkt, kehren Ruhe und Beschaulichkeit an diesem Ort ein. Dann kommen auch die ursprünglichen Bewohner des Mummelsees, die Mümmlein, zu ihm zurück. Ich glaube einer der Gründe, warum ich nach Baden-Baden zurückgekehrt war, bestand in der Tatsache, dass hier im Schwarzwald, so wie in Irland, die alten Sagengestalten noch immer lebendig waren.

Als ich am See gegessen hatte, hatte ich darüber nachgedacht, wie seltsam die Menschen doch waren. Sie suchten die Stille und den Frieden des Waldes – aber in Massen und natürlich mit erstklassigem Service. Ich erzählte Daniel von diesen Gedanken.

Er nickte und sagte: „Das ist überall das Gleiche. Irgendwer findet einen goldenen Strand, ein atemberaubendes Korallenriff oder eine malerische Stelle im Wald, und dann klotzt er da ein Hotel hin und bestellt busladungsweise Touristen, die sich fragen, warum sie ausgerechnet dorthin gefahren sind, wo es doch genauso chaotisch ist wie an allen anderen Orten, an denen sie bisher waren. Aber ich kann mich nicht beschweren. Von diesen Leuten lebe ich.“

„Wie ich“, erwiderte ich und sah ihm von der Seite ins Gesicht. „Bloß bin ich eher für die Abendunterhaltung zuständig.“

Wir hatten das Hotel fast erreicht. Ich fragte mich, ob die Dame an der Rezeption sich etwas anmerken lassen würde. Ob ich Daniel vielleicht vorausschicken sollte, damit wir nicht gemeinsam

dort vorbei mussten? Ich hatte nie zuvor einen Mann mit in mein Hotelzimmer genommen und wusste daher nicht, ob solcherart Doppelbelegung ein Problem sein würde.

„Ich nehme einfach einen Drink aus der Minibar und dann gehe ich wieder“, sagte Daniel, als ich ihm meine Überlegungen mitteilte. Ich guckte ihn mit gerunzelter Stirn an. Meinte er das jetzt ernst?

„Außer, du willst, dass ich bleibe“, ergänzte er dann.

Ich atmete auf, denn für einen Moment hatte ich befürchtet, es würde so laufen wie sonst seit sechshundert Jahren. Daniel würde einfach einen Grund vorschützen und eilig verschwinden. Er wäre dann allerdings nicht nur aus meinem Leben verschwunden, sondern auch aus seinem.

An der Rezeption war alles ganz einfach. Daniel blieb ein bisschen abseits in der Lobby stehen, wobei er interessiert die Wellnessangebote des Spa-Bereiches im Keller studierte, und ich holte den Schlüssel. Drei Minuten später waren wir in meinem Zimmer.

„Mein Reich“, verkündete ich und deutete mitten im Zimmer stehend um mich. Der Blick aus meinem Fenster ging auf einen kleinen Park, der zum Hotel gehörte. Jetzt allerdings lag der Park still und dunkel da. In der vorigen Nacht hatte ich am Fenster gestanden, dort hinaus geblickt und über die Carrs nachgedacht. Dabei waren mir einige Fledermäuse aufgefallen, die auf nächtlicher Insektenjagd gewesen waren. Das alles schien plötzlich Jahrzehnte her zu sein.

„Und jetzt?“ Daniel schaute mich erwartungsvoll, aber auch unsicher an. Ihm war so etwas wohl auch noch nicht passiert.

Ich sah ihn an und versuchte, seine Zukunft zu ergründen. Aber alles war verschwommen und chaotisch, wie beim Blick in einen Teich, in den man gerade Steine geworfen hat. Es gab da Szenen von einem Unfall. Aber es gab auch andere Dinge, und alles wirbelte durcheinander und führte einen irrsinnigen Tanz auf. Mir fiel ein Artikel ein, den ich mal beim Friseur in einer Zeitschrift gelesen hatte, die wohl eher für die Herren dort lag, Stern oder Spiegel oder Focus. Da ging es um Quanten und eine so genannte Vielwelttheorie. Genau das sah ich jetzt vor mir. Viele Welten, alle mit Daniel und alle voneinander verschieden.

Ich ging zu ihm, legte ihm die Arme um den Hals und küsste ihn. Es war erst nur ein vorsichtiger Kuss. Ich hatte seit einer Ewigkeit keinen Mann mehr geküsst. Ich musste es erst wieder lernen. Auch Daniel war vorsichtig, aber er zog sich nicht plötzlich zurück wie so viele Männer vorher.

Ich weiß nicht, wie lange diese, nennen wir es Phase des Kostens, dauerte. Ein, zwei Minuten, sicherlich nicht länger. Dann fanden sich unsere Zungen zu einem richtigen Kuss. Ich ließ mich von meinen Gefühlen treiben. Ich spürte seinen Körper, der sich an meinen drängte. Ich fühlte seine Hände über meinen Rücken streichen, hinauf zu meinen Haaren, die er zerwühlte, während wir uns küssten. Und dann wieder hinunter zu den Rundungen meines Gesäßes.

Es mag für eine Frau von über 600 Jahren seltsam klingen, aber ich war noch Jungfrau. Zu jener Zeit, als ich William Carr abwies, verschenkte sich eine Frau vor der Ehe nicht und danach, ich sagte es bereits, mieden die Männer mich in der entscheidenden Phase, als ginge der Geruch des Todes von mir aus.

Aber jetzt war alles anders. Daniel hatte mich fest umschlungen und küsste und streichelte mich. Ich spürte, dass er mich begehrte und mir ging es umgekehrt genauso.

Ich löste mich ein wenig von ihm und sagte „Warte.“

Er ließ es geschehen und sah mich mit treuem Hundeblick einfach nur an, als ich einen halben Schritt zurückmachte und begann, sein Hemd aufzuknöpfen. Dann fühlte ich seine zarte Haut. Ein paar Haare machten sich auf seiner Brust breit, aber es störte mich nicht. Spielerisch strich ich durch die feinen, kleinen Locken, und während ich ihn streichelte, begannen auch seine Hände mich aus meinem Kleid zu befreien.

Schließlich hob er mich auf seine Arme und trug mich zum Bett.

Ich kann gar nicht ausdrücken, wie sehr ich mich nach dem Gesehenen hatte, was als Nächstes passierte. Es war wie ein Rausch, wie ein heftiges Fieber, das mich erfasst hatte. Ich konnte kaum erwarten, dass Daniel in mich eindrang, und dieses Gefühl schien ansteckend zu sein. Auch Daniel konnte seine Begierde nicht zurückhalten. Kaum lagen wir im Bett, da vereinigten sich unsere Körper.

Als er die von mir erwähnte Tatsache der Jungfräulichkeit auch für ihn offensichtlich wurde, machte er kurz große, erstaunte Augen. Ich verdrängte den Schmerz und überließ mich ganz der Wärme seines Körpers und der Zärtlichkeit seiner Berührungen. Dann überlief es Daniels Körper wie ein Schauer, er bäumte sich über mir auf und stöhnte laut, danach sank er fürs Erste erschöpft an meiner Brust zusammen.

Eine Weile lagen wir einfach so miteinander verschmolzen da. Schließlich zog Daniel sich zurück, lag neben mir und sah mit großen Augen zur Decke. „Bin ich so besonders?“, fragte er plötzlich.

Ich fuhr wie aus einer Trance auf und wälzte mich auf den Bauch, stützte mich auf die Ellenbogen und sah in sein Gesicht. „Wie meinst du das?“, stellte ich die Gegenfrage.

„Du hast dir deine Jungfräulichkeit bis heute bewahrt und dann ...“ Er unterbrach sich. „Ich meine, du kennst mich doch praktisch gar nicht.“

Was sollte ich darauf antworten? Dass ich ihm das Leben retten wollte? Das klang nicht nur hochgestochen, sondern auch total bescheuert.

„Ich weiß nicht“, sagte ich stattdessen. „Es hat sich halt nie ergeben.“ Das klang allerdings noch viel dümmmer. „Ich meine, es ist sonst nicht meine Art, Männern gleich um den Hals zu fallen. Ja, vielleicht bist du wirklich etwas Besonderes.“

„Das hat mir noch keine Frau zuvor gesagt.“ Er küsste mich zärtlich. „Denk jetzt bloß nicht, ich hätte so viel Erfahrung“, beeilte er sich dann zu versichern.

Ich sah auf ihn hinab, strich ihm durchs Haar und über die Wange. Dann fanden sich unsere Lippen erneut. Während des Kusses spürte ich die Wärme seiner Haut und atmete den Geruch seines Körpers. Eine seiner Hände wanderte wieder über meinen Rücken und meinen Po, die andere berührte sanft meine Brüste. Ich streichelte seine Brust, seinen Bauch und suchte dann auch tiefer.

Wir erforschten uns. Es war kein wildes Übereinanderherfallen wie beim ersten Mal, sondern ein langsames Einanderentdecken. Auch Daniel genoss es auf diese beschauliche Art und Weise. Andante, Andante ...

Er küsste mich und streichelte mich an jeder erdenklichen Partie meines Körpers. Schauer fuhren über meinen Rücken und ließen mich unter der Berührung erzittern.

Als er diesmal in mich eindrang, überließ ich mich einfach der Lust dieses Augenblicks. Es war unbeschreiblich. Ich vibrierte wie eine angeschlagene Klaviersaite. Ich wollte diesen Mann nicht einfach in mir spüren, ich wollte ihn ganz in mich aufsaugen, jede Faser seines Körpers sollte mit meinem verschmelzen. Im Moment des Höhepunktes schrie und heulte ich in den höchsten Tönen, und Sie können mir glauben, wenn eine Banshee etwas kann, dann ist es Schreien und Heulen. Aber ich weinte nicht, ich schrie vor Lust, vor Glück. Das konnte nicht Tod bedeuten. Das musste Leben bedeuten. Ja, ja, ja! Wie es in dem alten irischen Volkslied heißt: „Alive alive o!“

Ich riss die Augen auf, die ich zuvor geschlossen gehalten hatte, als die Lust mich übermannt hatte (übermannt ist so passend). Und ich sah Daniel in die Augen und ich sah nur ihn. Ich sah keine Zukunft, ich sah keinen Tod, ich sah nur sein Gesicht und wusste, dass sich ein Kreis geschlossen hatte. Ich war zu William zurückgekehrt, durch eine Ewigkeit von sechshundert Jahren war ich jetzt doch seine Frau geworden und ich war glücklich.

In diesem Moment hatte ich Hoffnung auf ein neues Leben: Ich würde keinen Tod mehr sehen. Ich würde leben wie andere Frauen auch.

Ich kuschelte mich an seiner Seite an, streichelte sanft sein Gesicht und musste dem Geist von Molly Malone aus tiefstem Herzen zustimmen. Nichts war so schön, wie sich lebendig zu fühlen: Alive, alive o! Alive, alive o! Crying cockles and mussels, alive, alive o!

2. Strophe

Am nächsten Morgen kam es, wie es hatte kommen müssen. Wir wussten beide nicht recht, wie es weiter gehen sollte. Ich war als Erste erwacht, war ins Badezimmer geschlichen und hatte mich für den Tag vorbereitet. Als ich zurückkam, stand Daniel betreten in Unterwäsche neben dem Bett und griff gerade nach seiner Hose.

„Zeit zu gehen“, sagte er. Dabei sah er mich an wie ein Hund, den sein Frauchen an einen Laternenpfahl vor einer Autobahnraststätte bindet. Lass mich nicht zurück, sagte der Blick.

„Willst du nicht wenigstens mit mir frühstücken? Außerdem, wie willst du überhaupt zurück nach Freudenstadt kommen.“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich mache dir einen Vorschlag. Wir gehen gemeinsam runter, essen einen Happen und dann fahre ich dich.“

„Eigentlich kann ich mir das nach der Pleite gestern nicht leisten. Ich kenne ja die Frühstückspreise in Hotels.“

„Ich kann das regeln.“

„Nein, bitte nicht, mach nicht ‚Pretty Woman‘ aus mir.“

„Pretty Man“, verbesserte ich ihn, trat an ihn heran und gab ihm einen Schmatz auf die Wange. „Na, dann beeil dich. Ich habe einen Bärenhunger.“

Daniel verschwand für eine Weile im Bad. Frisch duftend, aber verständlicherweise noch immer stachlig kam er zurück. Ich muss bekennen, dass ich keinen Damenrasierer besitze.

Wir frühstückten gemeinsam, und er erzählte mir von dem Tag, der vor ihm lag. Schließlich setzten wir uns ins Auto, und ich chauffierte ihn nach Freudenstadt, wo er eine eigene kleine Wohnung hatte.

„Eigentlich komme ich mit meinen Eltern gut klar“, sagte er. „Während meiner Fachschulzeit habe ich im Wohnheim gewohnt. Diese Unabhängigkeit konnte ich anschließend nicht wieder aufgeben. Aber ich wohne nicht weit weg von meinem alten Zuhause. Wir sehen uns jede Woche, oft nicht nur einmal.“

Dann kam der Moment, den wir beide gefürchtet hatten. Die Stelle, wo wir uns die Hand reichen, belanglose Abschiedsworte sagen und getrennte Wege gehen würden.

„Hast du morgen Abend schon was vor?“

„Äh ...“ ‚Ich muss arbeiten‘, schoss mir eine blödsinnige Antwort durch den Kopf, die ich gerade noch unterdrücken konnte. Schließlich wollte ich diesen Jungen unbedingt wiedersehen.

„Nein“, sagte ich also nur.

„Könnten wir uns treffen?“

„Gern. Was machen wir?“

Daniels Gesicht hatte bei meiner Zustimmung kurz vor Freude aufgeleuchtet, als ich aber nach seinen Plänen für uns fragte, zeigte sich so etwas wie Verwirrung an der gleichen Stelle. Offenbar hatte er noch nicht darüber nachgedacht.

„Ich ...“, setzte er an, unterbrach sich, weil er offenbar nicht wirklich wusste, was er sagen wollte, riss sich dann aber zusammen und erklärte: „Ich meine, wir haben irgendwie am falschen Ende angefangen, denkst du nicht auch. Der letzte Abend, die Nacht – das war wie ein Traum. Ich kann immer noch nicht glauben, dass mir das passiert ist. Ich würde dich gern besser kennenlernen. Verstehst du, was ich sagen will?“

„Warum gehen wir nicht einfach zusammen ins Kino?“ Ich verstand sehr gut, was Daniel beschäftigte. Mir ging es auch nicht anders. Ich musste mir außerdem noch darüber klar werden, was es für mein Leben als Banshee bedeutete, dass ich die Jungfernschaft verloren hatte. Im Rausch des Augenblicks war es sehr einfach gewesen anzunehmen, dass ich eine normale Frau sein würde, aber im grellen Licht des neuen Tages war mir bewusst geworden, dass ich nicht wirklich wusste, was es bedeutete.

„Wir haben in Freudenstadt ein hübsches Programmkino. Die spielen zwar nicht immer die aktuellsten Filme, aber es ist wirklich schön. Ist im alten Kursaal.“

„Das hört sich gut an. Ich komme zum Mummelsee. Ist das okay?“

„Ich kann dich auch hier abholen“, beeilte Daniel sich zu sagen.

„Nein, ich würde lieber zum See rauskommen.“ Ich würde lange vor der vereinbarten Zeit dort hinausfahren, durch die Wälder streifen und nachdenken. Wenn ich mir über etwas klar werden wollte, zog ich mich gern in die Einsamkeit des Waldes zurück. Das Rauschen in den Wipfeln beruhigte mich. Wenn dann noch ein Bach oder See in der Nähe war, war es perfekt. Diese Affinität zu Wasser und Bäumen muss mit dem Fluch zusammenhängen, aber sie gehört zu jenen Dingen, die mich nicht stören.

„Also gut. Ich bin um sechs Uhr mit der Arbeit fertig.“

„Dann bin ich um sechs da. Ich komme mit dem Bus. Du chauffierst mich doch, oder?“

Daniel lachte. „Wenn Christian mein Auto heil nach Hause gebracht hat.“

„Also abgemacht.“ Ich hielt Daniel die Hand hin wie zu einem Vertragsabschluss. Die Geste kam mir trotz oder gerade wegen der vergangenen Nacht passender vor als ein inniger Kuss vor der Haustür. Wir wollten zu diesem Zeitpunkt beide, dass es mehr als eine verrückte Nacht wurde, dass es Freundschaft oder gar Liebe wurde, darum wollte ich mich von Daniel verabschieden wie von einem guten Freund.

Und Daniel verstand offenbar. „Abgemacht“, sagte er, schlug ein und strahlte dabei wie einer, der gerade den Pot des Tages abgeräumt hatte.

Am folgenden Tag fuhr ich bereits zur Mittagsstunde zum Mummelsee hinauf. Es wimmelte von Touristen, denn das Wetter war prachtvoll. Ich wandte mich eilig vom Hotel ab und ging auf dem Pfad um den See herum zum gegenüberliegenden Ufer.

In der Nacht, das wusste ich, waren die Mümmlein auf dieser Seite des Sees zu Hause. Die Nymphen gehörten, wie viele Tiere des Waldes, zu den Lebewesen des Schwarzwaldes, die die lärmenden Touristen nie zu Gesicht bekommen würden.

Ich suchte mir eine Bank im Schatten einer alten Tanne, setzte mich nieder und blickte auf das dunkle Wasser.

„War der Fluch gebrochen?“, fragte ich mich. „Hatte ich wirklich einen Mann gefunden, der als Wiedergeburt von William Carr galt.“

Wie ich bereits erzählt habe, gibt es ein Buch über Magie, durch das ich Einiges über den Fluch einer Banshee hatte in Erfahrung bringen können. Hätte ich es gründlich studiert, müsste ich mir jetzt vermutlich nicht das Hirn über diesen Fragen zermartern. Ich muss jedoch bekennen, dass ich es nur sehr flüchtig gelesen hatte. Ich hatte dieses Buch in die Hände bekommen, als ein Ende des Carr-Geschlechts noch lange nicht abzusehen gewesen war, und eher aus Langeweile, denn aus Interesse darin herumgeblättert. Nach über fünfhundert Jahren als Banshee war ich abgestumpft gewesen.

„Was soll’s“, hatte ich damals gedacht.

Jetzt hätte ich mich am liebsten in den Hintern gebissen, dass ich dem Werk nicht mehr Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Ich dachte über all die Dinge nach, die ich in der langen Zeit zu sehen bekommen hatte, seit ich begonnen hatte, die Carrs zu beweinen. Ein Hit der Achtziger des Zwanzigsten Jahrhunderts fiel mir ein. Er hieß „I’ve never been to me“ und handelte von einer Frau, die alles Mögliche gesehen und erlebt hat, ohne je zu sich selbst gefunden zu haben.

“I’ve been to Nice and the isle of Greece while I sipped champagne on a yacht. I moved like Harlow in Monte Carlo, and showed ‘em what I got.”

Nizza kannte ich, andererseits hatte ich noch keinen Aufenthalt in Griechenland vorzuweisen. Und im Gegensatz zu Jean Harlow, die als Prototyp der Blondine im Film galt, habe ich jetschwarze Haare. Aber auch ich hatte in Monte Carlo schon oft gezeigt, was ich hatte, allerdings wohl anders, als es dieses Lied meinte. Bei mir bedeutete es, dass meine Gegner am Pokertisch ein Blatt zu sehen bekamen, das ihnen klar machte, einmal mehr geschlagen worden zu sein.

Ich kann auch nicht behaupten: „I’ve been undressed by kings“. Im Gegenteil, ich habe oft genug den Besitzer eines Paares Könige mit Assen bis auf das Hemd ausgezogen.

Die nächste Zeile dagegen kann ich unterschreiben: „I’ve seen some things that a woman ain’t s’posed to see.“

Ich war mit Nymphen geschwommen, hatte mit Kobolden gemeinsam eine Bank ausgeräumt und meinen Anteil dann für einen Geburtsnachweis eingetauscht, und mehr als genug hatte ich Menschen gesehen, die starben.

Sie starben im Bett, weil sie alt oder krank waren.

Sie fielen im Krieg, oft für eine sinnlose Sache. Selbst wenn sie für die Freiheit starben, waren es immer andere, die ihnen sagten, dass es sich lohnen würde, dafür das Leben zu geben.

Sie starben bei Unfällen, manche durch eigene Dummheit, manche durch die Dummheit anderer verschuldet.

Sie töteten sich selbst. Aus Angst, aus Liebe, aus Verzweiflung.

Ich kann nicht mit dem Lied behaupten „I’ve been to paradise.“ Eher war ich hin und wieder in der Hölle. Aber eines ist sicher: „I’ve never been to me.“

Und plötzlich war alles anders. Da war die Chance auf ein richtiges, durchschnittliches Leben. Einige werden jetzt sagen, es wäre blödsinnig sich so etwas zu wünschen, wenn man nicht älter wurde. Es wäre dumm, ein paar glückliche Jahre dafür einzutauschen, normal zu altern und plötzlich nur noch fünfzig oder sechzig davon vor sich zu haben. Aber wenn ein Fluch auf Ihnen lastet, der Sie zwingt, zuzusehen, wie Menschen dem Schnitter anheimfallen, und dann tagelang nichts weiter zu tun, als zu heulen, sieht die Sache doch ein wenig anders aus. Dennoch fragte ich mich kurz, ob ich das wirklich wollte. Ob ich wirklich bereit war, alles was ich bisher erlebt hatte, gegen ein paar hoffentlich glückliche Jahre einzutauschen.

„Du weißt nie wirklich, was du willst“, hörte ich eine Stimme in meinem Kopf. Es war eine Stimme, die ich gut kannte. Ich brachte sie mit Cornwall in Verbindung und legte absolut keinen Wert darauf, sie jetzt zu hören.

„Sei still, Aimee“, sagte ich. Ein Eichelhäher, der sich gestört fühlte, kreischte aufgebracht und alarmierte so das Getier in meiner Nähe.

Ich erhob mich von der Bank und wanderte ein wenig durch den Wald. Hin und wieder raschelte es im Unterholz. Das mochten kleine Vögel oder andere Tiere sein, oder es waren Kobolde.

Als ich mich endlich auf den Weg zum Hotel machte, musste ich mich sogar sputen, um den Zeitpunkt meiner Verabredung nicht zu verpassen. Ja, ich war eine Frau, es stand mir zu, ihn warten zu lassen, aber ich wollte es nicht gleich beim ersten Treffen darauf ankommen lassen.

Es wurde ein schöner Abend. Und auch der folgende Tag, den wir damit verbrachten, durch die Kuranlagen von Baden-Baden zu lustwandeln, ist mir als wunderbar in Erinnerung.

Es begann eine Zeit, in der Daniel und ich uns nahezu täglich sahen, allerdings oft viel zu kurz, weil meine Arbeitszeit in den Abendstunden begann, wenn er endlich frei hatte. Dennoch waren dies die Stunden des Tages, für die wir beide lebten.

Ich hielt mich ziemlich bedeckt, was meine Person betraf, denn ich war mir nicht sicher, wie er es aufnehmen würde, wenn ich ihm von meinem Leben als Banshee berichtete. Daher war ich zumeist diejenige, die die Fragen stellte. Wenn Daniel andererseits etwas über meine Vergangenheit wissen wollte, so lenkte ich ab und fühlte mich schlecht dabei. Mir war klar, dass es so nicht ewig würde weitergehen können, aber ich redete mir ein, dass die Wahrheit mit jedem Tag, den wir gemeinsam verbrachten, leichter auszusprechen sein würde. Er würde mich kennen und lieben gelernt haben, und so nehmen, wie ich war.

Ich erfuhr von Daniel, dass er fast ein Jahr mit einem Mädchen zusammen gewesen war, das in Karlsruhe Musikjournalismus studiert hatte. Wie das bei Beziehungen so passiert, die im Wesentlichen am Wochenende und per Handy stattfinden, hatte sie einen anderen gefunden, der mehr zur Verfügung stand. Daniel war sehr enttäuscht gewesen. Sein Interesse am weiblichen Geschlecht war nahezu ein halbes Jahr lang erloschen. Er war ein Ganz-oder-gar-nicht-Typ. Umso verwunderlicher war es, dass er sich auf meine Einladung ins Hotel an jenem ersten Abend

eingelassen hatte. Ich kam immer mehr zu der Überzeugung, hier müsse Magie im Spiel gewesen sein.

Er und seine Verflorsene hatten sich durch sein Hobby kennengelernt. Daniel schrieb in seiner Freizeit Lieder und träumte von einer Band. Er war ein Fan von sogenannter Mittelaltermusik, also nicht etwa Musik aus dem Mittelalter, sondern moderner Musik, die in dem Stil jener Zeit gehalten war. Da gab es Bands mit Namen wie „Schandmaul“, „Die Wilden Weyber“ und „Wolfenmond“. Ich wusste nicht recht, was ich von diesen Leuten halten sollte. Ich hatte diese Zeit mitgemacht und fand, sie glorifizierten sie einfach zu sehr. Mag sein, wer den Dreck, das Elend, den Gestank und den Tod nicht miterlebt hatte, fand Gefallen an der Vorstellung von Freiheit, Wildheit und Naturverbundenheit. Aber Leibeigenschaft war das glatte Gegenteil von Freiheit, und wenn Wildheit bedeutet, dass dir irgendein Junker grundlos den Schädel spalten kann, weil es ihn gerade überkommt, und Naturverbundenheit bedeutet, dass der Kot in Bächen durch die Straßen läuft, dann kann ich gut auf das Mittelalter verzichten.

Aber die Menschen trauern gern vergangenen Zeiten nach und glauben, damals wäre alles besser gewesen.

Im Internet hatte er die angehende Musikjournalistin über ein Forum kennengelernt. Man tauschte die E-Mail-Adressen aus, schrieb sich erst hin und wieder, dann immer öfter und traf sich schließlich in Karlsruhe. Zu meinem Glück hatte es nicht gehalten, sonst wären Daniel und ich uns wahrscheinlich nie begegnet.

Daniel erzählte mir auch von einem Erlebnis aus seiner Kindheit, das ihn damals sehr mitgenommen hatte. Als er zehn gewesen war, wurde einer seiner besten Freunde von einem Autofahrer angefahren und starb. Der Freund war mit seinem Fahrrad unterwegs zu ihm gewesen, und er hatte sich lange Zeit Vorwürfe gemacht.

„Verstehst du, was ich meine?“, hatte er mich gefragt. „Dieser Typ im Auto war betrunken gewesen, als der Unfall passierte, aber dennoch habe ich mich schuldig gefühlt, weil Ben zu mir kommen wollte, als es passiert ist. Ich hätte viel dafür gegeben, wenn ich es hätte ungeschehen machen können.“

Als Daniel das sagte, wurde mir schwer ums Herz. Was würde er nach so einem Erlebnis von einer Banshee halten?

Im Oktober eröffnete mir Daniel, dass er eine Anstellung in Baden-Baden gefunden hatte, im Hotel „Zum Hirsch“. Es ist ein altes Bürgerhaus, Jugendstil außen und in den Zimmern, mit schmiedeeisernen Balkonen und einem Hirschmosaik direkt vor der Eingangstür im Straßenpflaster. Und als besonderes i-Tüpfelchen gibt es Thermalwasser in den Zimmern. Daniel war stolz wie ein Spanier. Besser konnte es im ‚Brenners‘ auch nicht sein, nur teurer.

Daniel und ich begannen, ein gemeinsames Leben in einer Wohnung zu zweit zu planen.

Wie gesagt, hatte ich bis zu dieser Zeit wenig über meine Vergangenheit gesprochen. Daniel musste annehmen, ich wäre eine normale, junge Frau von 23 Jahren, die sich einfach in ihn verliebt hatte. Letzteres, also das einfach verliebt haben, stimmte natürlich, bloß das Alter stimmte nicht.

Aber wenn wir eine gemeinsame Zukunft beginnen wollten, dann musste er alles wissen. Also erzählte ich es ihm eines Abends bei Kerzenschein in einem spanischen Kellerrestaurant. Ich hatte einen öffentlichen Ort für die Offenbarung gewählt, weil ich mir dachte, dort könne er nicht einfach laut schreiend davon laufen.

Ich begann, nachdem wir unser Dessert verputzt und einmal mehr mit Rotwein angestoßen hatten, mit der ältesten Einleitung der Welt: „Ich muss dir was beichten.“

Daniel sagte nichts, sondern guckte mich nur neugierig über den Rand des Glases hinweg an.

„Ich bin nicht die Frau, für die du mich hältst, und ich möchte, dass es keine Geheimnisse mehr zwischen uns gibt, wenn wir wirklich zusammenbleiben wollen.“ Daniels Augen wurden mit jedem Wort größer. Er wusste, dass es keine Eröffnung über eine sexuell ausschweifende Vergangenheit sein konnte, keine Beichte der Art: „Ich war eine Pornodarstellerin.“ Er musste sich also fragen, was ich ansonsten auf dem Kerbholz haben könnte.

„Ich habe dir erzählt, ich sei dreiundzwanzig, aber das ist nur mein biologisches Alter. Ich wurde in Wirklichkeit am 20. Mai 1394 in Irland geboren und im Alter von siebzehn verflucht. Seitdem alterte ich pro hundert Jahre etwa ein Jahr. Ich war eine Banshee und habe die Todesfälle einer irischen Familie beklagt. Ich glaube, der Fluch ist gebrochen worden, als ich mit dir geschlafen habe.“

Ich erzählte noch ein bisschen mehr über mein früheres Leben. Einiges davon wissen Sie schon.

Als ich fertig war mit meiner Beichte, sah ich Daniel direkt in die Augen, konnte aber nicht ergründen, was er gerade dachte. Seine Miene hätte perfekt an einen Pokertisch gepasst. Schließlich schüttelte er den Kopf und fragte: „Das ist ein Witz, oder?“

„Nein, das ist mein bisheriges Leben gewesen.“

Einige Augenblicke sah Daniel weiterhin konsterniert drein, dann hellte sich seine Miene auf. „Du meinst, du machst Rollenspiele? Aber das ist doch keine große Sache. Ich habe mich bloß noch nie so intensiv mit diesen Spielen befasst.“

„Nein, nein, du verstehst nicht. Ich war tatsächlich eine Todesfee, vielleicht bin ich es auch heute noch. Ich habe oft tage- und nächtelang geweint und geheult.“

„Das ist verrückt. Das glaub‘ ich einfach nicht.“ Daniel griff nach dem Rotwein vor seiner Nase und leerte das Glas in einem Zug. Dann blitzte Verstehen in seinen Zügen auf, doch statt mich freundlich anzublicken, verfinsterte sich sein Ausdruck.

„Warum tust du das?“, fragte er ziemlich unvermittelt.

„Was?“

„Mir so einen Unsinn auftischen? Willst du dich nur über mich lustig machen, weil ich davon träume mit einer Band Mittelaltermusik zu machen? Oder ist das eine neue Art, Schluss zu machen?“

„Schluss zu machen?“, echote ich. Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. „Nein, ich wollte dir die Wahrheit über mich erzählen, weil wir doch zusammen eine Wohnung suchen wollen. Da wollte ich dir sagen, worauf du dich mit mir einlässt.“

„Ja, das wüsste ich tatsächlich gern.“ Daniel klang erbost. „Eine Todesfee! Einen größeren Unfug habe ich mein Lebtag noch nicht gehört. Als du gesagt hast, dass du mir etwas beichten müsstest, habe ich bei mir gedacht, dass ich dir alles vergeben kann. Ich habe gedacht, ich liebe dich so sehr, dass es nichts geben könne, was uns trennen würde, aber jetzt ...“ Daniel stockte.

„Ich liebe dich doch auch“, sagte ich leise. Ich hatte Angst.

„Warum erzählst du mir dann diesen Quatsch. Ich bin ja nur ein dummer Koch – da kannst du dann mit deinen Pokerfreunden über den leichtgläubigen Idioten lachen. Als Nächstes schickst du mich zum Bahnhof Baden-Oos, Gleis 9 $\frac{3}{4}$ suchen.“

Daniel war immer lauter geworden bei den letzten Sätzen. Ich sah eine Frau, die sich zu unserem Tisch umblickte, aber das war mir egal. Ich brach in Tränen aus.

„Aber ... das ist ... die Wahrheit“, schluchzte ich. „Ich bin eine irische Banshee. Ich habe nahezu 600 Jahre lang der Familie Carr gedient. Als ich dich kennengelernt habe, ist ein Teil des Fluches von mir genommen worden. Darum konntest du ... konnten wir ...“ Ich stotterte herum und hob in einer hilflosen Geste die Hände.

„Nein! Nein, das kann ich nicht glauben. Ich glaube ja nicht einmal an Gott, wie soll ich dann irgendwelche alten Legenden für wahr halten. Was tischst du mir als Nächstes auf? Kobolde?“

Ich verkniff mir die Bemerkung, dass Kobolde durchaus real seien. Es würde einige Zeit dauern, bis ich Daniel über alles berichten konnte, was ich gesehen und erlebt hatte. Vielleicht würde ich ihm auch nie wieder etwas erzählen.

Er atmete tief durch. „Ich muss nachdenken“, sagte er. „Über dich, über uns. Bitte geh.“

Wie versteinert blieb ich trotz seiner Worte sitzen. Ich sah ihn nur mit großen Augen an. Das Blut rauschte in meinen Ohren. Ich hörte das Klappern von Tellern und Besteck. Ich war für einen Moment wie aus der Wirklichkeit gefallen.

„Aber ...“ Ich wollte etwas sagen und wusste nicht was. Das war das Ende. Daniel wollte einen Schlusstrich ziehen.

„Bitte, Síochána, wenn dir etwas an mir liegt, an uns liegt, dann geh jetzt. Ich melde mich bei dir, wenn ich weiß, ob ...“ Jetzt wusste auch er nicht mehr weiter. Ich sah Tränen in seine Augen treten. „Wenn ich mir sicher bin, melde ich mich bei dir“, sagte er.

„Rufen Sie uns nicht an. Wir rufen Sie an.“ Die allgemein übliche Formel, wenn man abgewiesen wurde.

Ganz langsam erhob ich mich von meinem Platz. Ich blickte auf Daniel hinunter, der mit ineinander verkrampften Fingern dasaß. Er sah nicht zu mir auf.

„Ich rufe dich an“, sagte er noch einmal leise. „Bald.“

In den nächsten beiden Tagen saß ich in meinem Hotelzimmer und starrte mein Handy an. Wider jede Vernunft hoffte ich doch auf einen Anruf von Daniel, hoffte seine Stimme etwas sagen zu hören, was die vergangenen achtundvierzig Stunden tilgen würde.

Als dieser Anruf schließlich tatsächlich kam, hätte ich ihn beinahe verpasst, weil ich meinen Kummer an die Hotelbar getragen und in irischem Whisky ertränkt hatte. Ich war gerade mit

schwerem Schritt wieder in mein Zimmer gekommen, als das Telefon klingelte. Dessen Bedienung war meinem benebelten Hirn ein nahezu unlösbares Rätsel. ‚Daniel‘ prangte auf dem Display, aber das war gar nicht nötig, denn ich erkannte den besonderen Klingelton. Panisch fummelte ich an dem Gerät herum, immer wieder das Mantra aller einen Anruf erwartenden, dann in Panik verfallenden Menschen vor mich hin murmelnd: „Leg nicht auf. Leg nicht auf.“

Schließlich schaffte ich es doch.

„Hallo!“

„Síochána?“

Wer sonst sollte an mein Telefon gehen? „Ja.“ Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Liebst du mich noch? Kommst du zurück? Bleibst du bei mir? Alle diese Fragen blieben ungestellt.

„Können wir uns treffen?“

„Gern. Wann? Wo?“ Ich war schlagartig beinahe wieder nüchtern. Jedenfalls glaubte ich das in diesem Moment.

„Jetzt. Ich stehe vor dem Hotel. Wir könnten einen kleinen Spaziergang machen.“

„Ich komme sofort.“ Ich war schon unterwegs, während ich diesen kurzen Satz sagte.

Der Fahrstuhl wollte nicht kommen, also nahm ich die Treppe und wäre beinahe hinuntergefallen. Mein Kopf schien zwar einigermaßen klar, aber die Motorik war noch immer gestört.

Daniel stand im Foyer, blickte zum Fahrstuhl und rang die Hände. Er sah mich nicht, da ich einen anderen Weg genommen hatte. Mein erster Gedanke war, ihm von hinten um den Hals zu fallen, aber es meldeten sich rechtzeitig ein paar vernünftige Hirnzellen zu Wort, die das zu einer schlechten Idee erklärten. Also tippte ich ihm nur auf die Schulter.

„Hallo Daniel“, sagte ich zaghaft.

Er drehte sich um, sah mir in die Augen und sagte: „Hallo Síochána! Können wir gehen.“

Ich nickte heftig. Es war eine dieser überzogenen Gesten, die Betrunkene machen, wenn sie sich um Kontrolle bemühen.

Daniel bemerkte meinen Zustand offenbar nicht, er machte sich auf den Weg nach draußen und ich folgte ihm. Erst als ich auf dem Weg erneut ins Stolpern geriet und mich an ihm festklammerte, fiel ihm auf, dass etwas nicht stimmte. Er blieb stehen, sah mich an und fragte: „Was hast du?“

„Nichts.“ Ich schüttelte vehement den Kopf, meine Haare strichen ihm durchs Gesicht. Mit diesem Wort flog offenbar auch eine Wolke Whiskydunst zu ihm hinüber und strafte mich Lügen.

„Du hast getrunken. Síochána! So kenne ich dich gar nicht.“

„Ich war auch noch nie so verzweifelt“, erwiderte ich.

„Komm, gehen wir an die frische Luft. Halt dich bei mir fest.“ Ich hakte mich bei ihm ein und wir gingen nach draußen.

Wie bekannt, ist frische Luft bei einem leichten Rausch eher ein Mittel, diesen kurzfristig zu verstärken oder massiver in seinen Auswirkungen sein zu lassen. Ich weiß nicht, was aus medizinischer Sicht hier korrekt ist. Und als ich mit Daniel nach draußen trat, wusste ich kaum

noch, an wessen Arm ich da hing. Ich zerrte ihn nach rechts und links, und wir bewegten uns in sanften Kurven bis zur Oos und an dieser entlang zur Gönneranlage. Was mochten nur die Kurgäste von meinem Begleiter halten, der da eine sichtlich angetrunkene Person abschleppte.

„Síochána, bitte“, sagte er. „Wir müssen wie erwachsene Menschen miteinander reden. Ich konnte zwei Tage lang kaum schlafen. Immer wieder habe ich dein Gesicht vor mir gesehen und mich gefragt, wie es weitergehen soll.“

„Ich habe dich so vermisst“, gurrte ich und sah ihn schmachkend an. Der Whisky und ich waren einer Meinung.

Wir erreichten eine Bank.

„Komm, setz dich.“ Daniel hatte sich bereits niedergelassen und klopfte auf das Holz zu seiner Rechten. Ich versuchte, mich auf seinen Schoß zu setzen, aber er schob mich sanft zur Seite, so dass ich an seinem Schenkel abglitt und auf der Bank zu sitzen kam.

„Versuch vernünftig zu sein, bitte.“ Daniel sah mich mit traurigen Augen an.

Ich konnte nicht anders. Ich warf beide Arme um seinen Hals, drückte ihm jeweils einen Schmatz links und rechts auf die Wange und sagte: „Du bist zurückgekommen. Du bist zu mir zurückgekommen.“

Erst schien mir, als wollte er sich aus der Umarmung befreien, aber dann ließ er mich doch gewähren. So saßen wir eine ganze Weile in der wärmenden Sonne – er gerade wie ein Stock und ich an seinem Hals hängend. Dann spürte ich plötzlich seine Hände auf meinem Rücken, die mich streichelten.

„Wenn ich ehrlich bin“, hörte ich ihn sagen, „hätte ich es auch nicht mehr länger ohne dich ausgehalten. Ich habe mich immer wieder gefragt, warum du mir diese Banshee-Geschichte aufgetischt hast. Ich habe keine vernünftige Erklärung gefunden.“

„Es gibt einen ziemlich einfachen Grund“, sagte ich mit schwerer Zunge. „Es ist die Wahrheit.“

„Aber das ist doch verrückt. Sieh mich an.“

Ich gehorchte, nahm meinen Kopf von seiner Schulter, wo er gerade geruht hatte, und blickte ihm in die Augen. Alles drehte sich. Trotzdem versuchte ich, seinen Blick so fest und geradlinig zu erwidern wie möglich. Einmal mehr sah ich Williams Augen vor mir, seinen verzweifelten Ausdruck, als ich seine Werbung ausgeschlagen hatte. Obwohl dieser junge Mann aus Baden keine Beziehung zu den Carrs haben konnte, so musste er doch auf irgendeine Weise etwas mit William gemein haben, das weit über die Augen hinausging. Man sagt, die Augen seien das Fenster zur Seele. War es das? Waren sie seelenverwandt?

„Es ist einfach so“, sagte ich. „Ich war eine Banshee. Du hast ...“ Ich musste geistig Anlauf nehmen, um den Satz zu beenden. „... mich erlöst.“

„Meine Güte, du bist verrückt. Mein Verstand sagt, ich müsse jetzt aufstehen und endgültig gehen. Entweder bist du irre oder ein Gespenst. Ich muss weg. Ich muss ...“ Er brach ab und schluckte. Dann sagte er: „Aber meine Gefühle sagen alle was anderes. Ich habe es nicht

ausgehalten, von dir getrennt zu sein. Ich kann nicht auf meinen Verstand hören. Ich brauche dich. Ich muss auch irrsinnig sein, wenn ich jetzt hier sitzen bleibe. Aber ich kann nicht anders.“

Ich sagte nichts. Ich legte nur eine Hand an seine Wange, lächelte dümmlich und blies ihm Whiskydunst ins Gesicht. Dann kam mir eine Idee. Es war einer von diesen Einfällen, die einem im benebelten Zustand genial vorkommen, die man nüchtern betrachtet aber für völlig verrückt halten würde.

„Ich will dir was zeigen“, sagte ich, sprang auf die Füße und schwankte erst einmal einen Schritt rückwärts. Dann winkte ich Daniel, mir zu folgen. „Komm mit.“

Mit großen Schritten eilte ich voraus an den Tennisplätzen vorbei. „Síochána, wo willst du hin? Warte doch mal.“

Ich blieb stehen und sah mich um. Daniel war drei bis vier Schritte hinter mir, jetzt schloss er zu mir auf. „Ich wollte mich mit dir aussprechen, nicht hinter dir herrennen.“

„Du glaubst mir immer noch nicht. Ich muss es dir beweisen. Und dazu brauchen wir einen Platz, wo wir niemanden stören.“

„Ähm, Síochána ...“ Daniel dachte in eine ganz falsche Richtung.

„Komm weiter.“ Ich nahm seine Linke. Gemeinsam überquerten wir die Oos und erreichten die Lichtentaler Allee. Hier gab ich Daniels Hand wieder frei.

„Bleib ein Stück hinter mir“, sagte ich.

Ich stolperte über den Rasen des Kurparks, weg von den interessiert blickenden Kurgästen und flanierenden Pärchen zu den Hecken und Bäumen am Hang, wo sich nur Vögel und Kleingetier in der Nähe aufhielten. Daniel folgte in einigem Abstand. „Bist du jetzt völlig übergeschnappt?“

„Ich werde dir beweisen, dass ich dir keinen Bären aufgebunden habe. Komm nur. Du wirst staunen.“ Ich blieb unter einem Baum stehen, in dessen Geäst es sich ein Vogelpärchen bequem gemacht hatte. Weit über mir sang es seine Lieder.

„Bleib da stehen“, rief ich aus, als Daniel noch drei Schritte von mir entfernt war.

„Ich dachte, du willst mir was zeigen?“

„Ja, aber du musst Sicherheitsabstand wahren.“

„Okay.“ Sein Blick war sehr zweifelnd. Offenbar hielt er die ganze Aktion für eine Folge meines Whiskykonsums, aber er blieb dennoch stehen.

„Jetzt werde ich singen“, verkündete ich pathetisch und begann passenderweise mit dem irischen Kneipenlied an sich: „Whiskey in the jar.“ Es gibt wohl kein Lied sonst, bei dem man so gut im Takt sein Glas auf den Tresen klopfen kann.

„Whack for the daddy ‘ol - whack for the daddy ‘ol – there’s whiskey in the jar“, schmetterte ich. Immer wenn ich an dieser Stelle des Refrains ankam, steigerte ich meinen Gesang, der ohnehin alle Katzen in der Umgebung zum Mittun anregen konnte, zu einem Crescendo und ließ meine Stimme gleichzeitig in ungeahnte Höhen klettern. Ich erzeugte Töne, die für Menschen nicht mehr hörbar waren, die die Hunde in der Umgebung aber in Aufruhr versetzten. Diese Stimme, die unsere einzige Verteidigung ist, diente in den alten Zeiten dazu, uns im Wald die Wölfe, echte und Lykanthropen,

vom Halse zu halten. Außerdem betäubt sie Vögel und kann bei empfindlichen Menschen dazu führen, dass ein paar Äderchen im Gehirn platzen. Dieser Tatsache verdanken wir unseren schlechten Ruf.

Die Vögel über mir waren leider schon geflohen, als ich mit der ersten Strophe begonnen hatte. Sie fühlten sich bei ihrem eigenen Gesang gestört. Als jedoch eine Krähe über mir einen Anflug Richtung Wald wagte, geriet sie in meinen Schalltrichter, kam ins Trudeln und schmierte ab.

Ich sah ein paar Leute auf dem Weg, die die Hände an die Ohren pressten und wie von Furien gehetzt Richtung Kurhaus davonestoben. Nur Daniel stand ungerührt keine drei Schritte entfernt da. Er sah und hörte interessiert zu.

Die Krähe konnte mit Mühe eine totale Bruchlandung vermeiden. Sie blickte mit ihren Kohlenaugen zu meinem Begleiter auf und flüchtete zu Fuß.

Ich sang lauter. Vom Dach eines unweit stehenden Hauses fiel eine Taube auf die Straße, als der Held des Liedes gerade erklärte, dass man Wasser nicht schießen könne. Die alten Iren kannten keine Wasserwerfer.

Wieder kam ich beim Refrain an. Eine weitere Krähe fiel mir zum Opfer. Diese kam tatsächlich Schnabel voran wie ein Kamikaze-Flieger auf dem Rasen auf und war hinüber.

Daniel machte einen Schritt auf mich zu. „If anyone could help ...“ Ich verstummte mitten im Vers. Obwohl ich den Eindruck gewonnen hatte, dass meine Stimme für Daniel keine Gefahr darstellte, wollte ich doch kein Risiko eingehen.

„Du bist wirklich eine Banshee?“ Ich nickte. „Wie viele hast du auf dem Gewissen?“

Das alte Missverständnis, da war es wieder. „Ich habe niemanden auf dem Gewissen“, erklärte ich. „Alles was eine Banshee tut, ist trauern, bevor ein Todesfall eintritt. Ich kann vorhersehen, wenn jemand aus der Familie stirbt, mit der ich verbunden bin, aber ich rufe nicht den Tod herbei. Und in der Nacht, bevor wir uns kennenlernten, ist der letzte der Familie Carr verstorben. Ich war plötzlich frei, aber auch ... heimatlos.“

Ich wusste nicht, wie ich es besser hätte ausdrücken sollen.

„Und was war das gerade?“ Daniel wies auf die tote Krähe zu unseren Füßen.

„Damit können wir uns verteidigen. Früher lebten Banshees meist allein im Wald. Da gab es wilde Tiere, Räuber und Schlimmeres.“

„Schlimmeres?“ Daniel sah mich forschend an.

„Werwölfe. Die sind aber ausgestorben. Zusammen mit den echten Wölfen. Es gibt irgendwo im Nordosten der USA eine Restpopulation.“ Ich wedelte mit den Händen in die Richtung, in der ich gerade den Atlantik vermutete – also irgendwo hin. „Im Bundesstaat Maine, wenn du weißt, wo das ist. Sind aber nicht mehr viele. Man sollte die Art eigentlich unter Schutz stellen, wenn du mich fragst.“ Mit noch immer unsicherem Schritt trat ich zu Daniel. Am Rand der Wiese, auf der wir jetzt standen, gab es einen kleinen Menschauflauf. Alle blickten zu mir und meinem Begleiter hinüber.

„Komm, lass uns verschwinden, ehe jemand die Polizei ruft. Wir sind hier in einem Kurort, da wollen die Leute ihre Ruhe und keine lärmenden Betrunknen.“

„Ich bin keine lärmende ...“ Ich verstummte. Natürlich war ich angetrunken. Gelärmt hatte ich reichlich. Was würde also jeder von mir sagen?

Wir kehrten auf den Kiesweg zurück und machten uns eilig auf den Weg in Richtung Hotel. Wir bogen jedoch nicht dorthin ab, sondern folgten weiter dem Lauf der Oos. Die Zahl der Kurgäste, die sich noch bis hierher verliefen, war spärlich.

„Glaubst du mir jetzt?“, fragte ich.

„Ja. Ich weiß nur nicht, ob es das für mich leichter macht.“

„Wieso?“ Ich blieb stehen. Daniel verhielt den Schritt ebenfalls, wandte sich zu mir um und sah mich an.

„Du sagst, du kannst vorhersehen, wenn jemand stirbt?“ Er blickte mich seltsam an, als er das fragte.

„Nicht irgendjemand. Jemand aus der Familie, zu der ich gehöre ... gehört habe.“

Dann stellte er die eine Frage, die ich, jetzt wo er mir glaubte, am meisten gefürchtet hatte: „Was hast du gesehen, als wir uns kennengelernt haben?“

Er fragte gar nicht erst, ob ich etwas gesehen hätte. Das war ihm bereits klar.

Ich schluckte. So nüchtern wie in diesem Moment war ich seit Stunden nicht mehr. Die Wahrheit? Konnte ich ihm wirklich sagen, er wäre bei einem Unfall gestorben, wenn ich nicht eingegriffen hätte? Nein, das war keine Grundlage für eine Beziehung. Das war mir selbst angesichts einer Wirklichkeit klar, die sich leicht um mich zu drehen schien.

„Christian“, log ich. „Ihr hättet einen Unfall auf dem Rückweg gehabt und er wäre dabei ums Leben gekommen. Ich weiß nicht, wie dein Leben weitergegangen wäre, aber ich kenne dich inzwischen gut genug, um zu ahnen, dass du dir dein Leben lang Vorwürfe gemacht hättest. Du hast mir von diesem Schulfreund erzählt, und wie du dich damals gefühlt hast.“

„Und da hast du sofort eingegriffen. Ist das normal für eine Banshee?“

„Nein, eigentlich nicht, aber, ich hab's ja schon gesagt, der Letzte der Carrs war gerade gestorben. Damit war ich keine richtige Banshee mehr. Vielleicht wollte ich auch einfach keine mehr sein. Jedenfalls sah ich diesen Unfall und dachte, ich müsste nur dafür sorgen, dass du und Christian nicht gemeinsam heimfahren, dann würde sich die Zukunft in eine andere Bahn bewegen. Und so ist es auch gewesen.“

„Wenn ich Christian das ...“, begann Daniel.

„Nein“, unterbrach ich ihn sofort, „bitte nicht. Er darf es niemals erfahren.“

Daniel wurde wieder still und dachte nach. „Das heißt, du hast in jener Nacht nur mit mir geschlafen, weil du Christian retten wolltest?“

Ich schüttelte den Kopf. Dann umhalste ich Daniel einmal mehr und hielt ihn fest, damit er nicht wieder davon lief. Und auch damit er sich nicht weiter drehte. „Nein. Ich hätte dich auch nach ein paar Drinks nach Hause schicken können, so wie du es damals vorgeschlagen hast. Dann hättest du nicht mehr fahren können und ihr hättet ein Taxi genommen. Ich habe mit dir geschlafen, weil ich damals schon gespürt habe, dass du jemand Besonderes bist.“

„Sicher?“

„Ganz sicher. Lass dir das von einer weisen, alten Frau gesagt sein. Ich habe meine große Liebe ziemlich spät getroffen.“

„Bist du sicher, dass das wahr ist?“ Daniel war noch immer skeptisch in Bezug auf unsere Beziehung.

„Wie meinst du das?“ Ich ließ ihn los, um ihm in die Augen sehen zu können.

„Du hast etwas von einem Fluch gesagt, der durch mich gebrochen worden ist. Vielleicht ... vielleicht bin ich nur ein Mittel zum Zweck. – Warte! Hör zu! Mag sein, du bist dir gar nicht darüber klar. Du denkst, du liebst mich, aber in Wirklichkeit bist du nur dankbar, weil ich diesen Fluch gebrochen habe.“ Er verstummte.

„Nein.“ Ich schüttelte energisch den Kopf. „Nein, da ist mehr. Wir waren in den letzten Wochen so oft zusammen. Da ist etwas in mir, das mich zu dir hinzieht. Das kann nicht nur Dankbarkeit sein.“

„Dann sag es.“

„Was?“

„Dass du mich liebst. Sprich es aus.“

Und das tat ich. „Ich liebe dich.“ Dann umarmte und küsste ich ihn. Ihm sollten Hören und Sehen vergehen, ohne dass ich meine Stimme zum Einsatz brachte.

Daniel erwiderte meine Umarmung. Eine Weile standen wir nur da und hielten einander fest.

Dann hakte ich mich bei ihm ein, und wir lustwandelten in den Kuranlagen einher, wie es sich für ein normales Liebespaar gehört. Ich zog ihn dabei in leichten Schlängellinien den Weg entlang, wie der Alkohol in meinem Hirn es gerade befahl.

Während wir so unsere Bahn zogen, erwachte die Neugier in ihm, und er fragte mich über mein Leben als Todesfee aus.

Ich hatte reichlich zu erzählen. Ich zählte all die Länder auf, die ich in den Jahren gesehen hatte.

„Bis hinter den Ural hat es mich mal verschlagen“, sagte ich. „Da gab es keinen Whisky – nur Wodka. Ein untrinkbares Gesöff, wenn du mich fragst.“

„Was hast du da gemacht? Auch gepokert?“

„Nein, zu der Zeit spielte man Bakkarat. Das ist aber ein reines Glücksspiel, nichts für mich.“

„Nie gehört“, sagte Daniel und ich erklärte ihm kurz die Regeln des Spieles, das ja immerhin den Rahmen für eine Oper, nämlich „Pique Dame“, bildet.

Dann erzählte ich, was mich eigentlich nach Russland getrieben hatte.

Ein Familienzweig der Carrs war zu jener Zeit nach Russland ausgewandert, um dort bei der Erschließung von Bodenschätzen im Ural zu helfen. Das Familienoberhaupt hieß Jason Carr und war Bergbauingenieur. Nachdem er in Irland keine Anstellung gefunden hatte, bei der Aufgabe und Bezahlung seinen Vorstellungen entsprachen, hatte er sich mit seiner Familie einer Gesandtschaft aus England angeschlossen, die zu irgendwelchen Verhandlungen mit dem Zaren oder dessen Ratgebern zusammentraf. Der Zar brauchte, wie jeder Herrscher vor und nach ihm, Geld. Es war

bekannt, das im Ural und mehr noch in Sibirien riesige Vorkommen von Gold und Edelsteinen zu erwarten waren. Nur erschlossen war damals nichts. Man war sehr froh, einen Ingenieur zu finden, der bereit war, in wilde Landstriche vorzudringen.

Ich folgte Jason Carr und seiner Familie, als diese auswanderten, weil mich das Leben in Irland von Zeit zu Zeit einfach langweilte. Wenn man, so wie ich, das Leben mehrerer Generationen lebt, muss man einfach hin und wieder aus dem alltäglichen Trott ausbrechen.

Es war ein sehr abenteuerliches Leben, auf das diese Carrs sich eingelassen hatten. Eines der Kinder wurde von einem Bären getötet und zum größten Teil auch gefressen. Man fand nur den Kopf wieder.

All das erzählte ich Daniel, der fasziniert zuhörte.

„Du sprichst also russisch?“, fragte er.

„Leidlich. Da habe ich viel vergessen. Manchmal habe ich das Gefühl, wenn man so viele Jahre lebt wie ich, vergisst man mehr als man lernt.“

Daniel lachte. „Das kann ja wohl nicht sein.“

„Nimm nicht immer alles so wörtlich“, erwiderte ich. „Ist schon klar, dass man nicht wirklich mehr vergessen als lernen kann. Aber ich müsste, zum Beispiel, etwa zehn Sprachen sprechen, wenn ich mal davon ausgehe, wo ich mich überall rumgetrieben habe. Aber das meiste kann ich allerhöchstens radebrechen. Englisch ist klar, Deutsch, Französisch geht noch ganz gut, Russisch ist nur noch Gestammel und mit Spanisch, Dänisch, Holländisch, Polnisch, Ungarisch und so weiter würde ich nicht mehr weit kommen.“

Schließlich wollte er auch wissen, ob ich noch andere von meiner Art kannte. „Da muss es doch sehr lange Freundschaften geben, wenn ihr so viele Jahre lebt“, sagte er.

„Nein, Banshees sind eher Einzelgänger. Ich kannte eine in England, mit der ich mich ein paar Jahre hindurch immer wieder getroffen habe, aber eine richtige Freundschaft war das auch nicht.“

„Warum nicht? Ihr seid doch so etwas wie Leidensgenossinnen, da solltet ihr euch doch besser verstehen als mit anderen Menschen.“

„Wir passten nicht besonders gut zusammen“, antwortete ich. Das war milde ausgedrückt. Als wir uns getrennt hatten, hatte ich die Andere für eine besserwisserische Zicke gehalten und sie mich für eine dumme Pute.

Ich war froh, als Daniel dieses Thema fallen ließ und mich über andere Dinge ausfragte.

„Meine Güte, deine Lebenserfahrung“, sagte er schließlich. „Was du alles gesehen und erlebt haben musst? Ich muss dir doch erscheinen wie ein kleines Kind.“

Ich strich ihm durch das Haar und sagte: „Nein, du bist schon ein richtiger Mann.“

„Du lachst mich aus. So habe ich es nicht gemeint. Aber du weißt viel mehr vom Leben, als ich je erfahren werde.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich weiß nur mehr vom Sterben. Das Leben habe ich erst durch dich wieder kennengelernt. Das war der eigentliche Fluch. All diese Jahre zogen an mir vorbei, ich war

Zuschauer, aber ich durfte nicht mitspielen. Du musst sehr sanft mit mir umgehen. Ich habe, wie man so sagt, nah am Wasser gebaut.“

„Ich werde mich bemühen.“

In diesem Moment hatte ich im Geiste tatsächlich mit meinem alten Leben abgeschlossen und geglaubt, nie mehr den Tod eines Menschen vorhersehen müssen.

I'm a rover seldom sober. I'm a rover o' high degree. It's when I'm drinkin' I'm always thinkin' how to gain my love's company.